

Die Asche wird zu Leben

Von der Sanftmut der Vulkane und der Menschen: Eine Klimazonenreise durch Ecuador / Von Jakob Strobel y Serra

Die Fahrt von der Tundra in die Tropen dauert etwas mehr als eine Stunde. Sie beginnt viertausendzweihundert Meter über dem Meer auf einem Trümmerfeld der Erdgeschichte, das von Vulkanen im Nationalpark Cajas in den ecuadorianischen Anden hinterlassen wurde. Die gewalttätigen Berge haben ganze Arbeit geleistet und sich so gründlich selbst in die Luft gesprengt, daß kein Gipfel und kein Grat, sondern nur eine hügelige Landschaft aus fragmentierten Felsen übriggeblieben ist. Vor ihrem Erlöschen haben sie, als wollten sie das Zerstörungswerk schamvoll bedecken, eine pechschwarze Humusschicht aus Lava über den Stein gegossen, auf der jetzt ein Teppich aus Stipe-Gras, Hochlandrosen und Enzianen wächst. Es ist eine totenstille, regungslose Welt jenseits der Wolken, in die sich immer mehr Leben schleicht, je steiler die Straße die Bergflanken in Richtung Pazifik hinunterstürzt. Das blasse Grün des struppigen Gräserpelzes weicht kräftigeren Farben und einfallsreicheren Pflanzen, bald säumen die ersten Bromelien und Farne den Weg, und nach einer Serpentine öffnet sich unvermittelt ein Blick auf eine gleißende Wolkendecke tief unten, unter der das Tiefland liegt. Dann taucht man in das Dickicht ein, in den gespensterhaften Nebelwald, erkennt schemenhaft Palmen, Lianen und Orchideen, bis plötzlich der Nebel aufreißt und der berauschende Moment gekommen ist, in dem der Körper mit jeder Pore spürt, daß jetzt, nach sechzig Kilometern und viertausend Höhenmetern, die Tropen erreicht sind. Die Luft ist nicht mehr kalt, klar und knapp wie noch oben, sondern schwül, süß und schwer, voller Insekten und Stimmen, voller Salsa und einer ganz anderen Trägheit als der Lethargie der Anden. Dann schaut man ein letztes Mal zurück, also hinauf zu den himmelhohen Wolken, und kann es nicht fassen, daß man eben noch über ihnen stand.

Einen solchen Parforceritt durch ein halbes Dutzend Klimazonen und Vegetationssysteme kann man kaum irgendwo grandioser erleben als in Ecuador. In dem kleinen Land am Äquator sind auf engstem Raum die größten Gegensätze der Natur wie in einem vertikalen Querschnitt des Planeten aufeinandergestapelt. Der Westen wird von einem stellenweise nur fünfzig Kilometer breiten Küstentiefland bedeckt, in dem alles im Überfluß wächst, was der Mensch zum Glückseligkeit braucht; in den Mangroven werden die besten Shrimps der Welt gezüchtet, dahinter baut man Zuckerrohr, Kakao, Mangos, Melonen, Ölpalmen und vor allem in riesenhaften Plantagen mehr Bananen als in jedem anderen Staat der Erde an. Der gesamte Osten Ecuadors, der schon ein Teil des Amazonasgebiets ist, besteht aus nichts anderem als tropischem Regenwald, in dem es von endemischen Arten wimmelt. Und dazwischen liegen als steinerner, durch ein schmales Hochtal getrennter Doppelriegel die westliche und die östliche Kordillere mit dem mehr als sechstausenddreihundert Meter hohen Chimborazo als alles überragendem Berg, auf dessen Gipfel das ewige Eis herrscht.

Der schönste Berg des Landes aber ist der knapp sechstausend Meter hohe Cotopaxi, ein schneebedeckter Vulkan von fast unwirklicher Ebenmäßigkeit und perfekter Proportion, der selten seinen Wolkenschleier lüftet und, wenn es doch geschieht, ehrfurchtgebietend alle Blicke auf sich vereint. Er ist das Oberhaupt einer ganzen Prozession von Vulkanen, die sich von der Hauptstadt Quito in Richtung Süden zieht und von Humboldt, der Ecuador Anfang des neunzehnten Jahrhunderts bereiste, so treffend wie einprägend "Avenida de los Volcanes" genannt wurde. Manche der feurigen Berge tragen trügerische Schneehauben auf ihren Kegelspitzen, von anderen sind nur noch kleine Kraterkessel oder kilometerbreite Calderas übriggeblieben. Wieder andere haben Lagunen hinterlassen wie den nierenförmigen Bergsee von Quilotoa, der wegen seines hohen Salzgehaltes so ungeheuerlich türkisfarben leuchtet, daß man diese Caprice der Natur eher für ein Produkt der anorganischen Chemie halten will.

Die Vulkane haben das Profil der ecuadorianischen Sierra nach ihren Wünschen und Launen geformt. Sie haben die Landschaft geschliffen und modelliert, Gipfel weggesprengt und Zacken gebrochen, Schluchten zugeschüttet und Canyons aufgefüllt, eine Samthaut aus Lava über die Felsen gelegt und durch all das die Schroffheit des andinischen Faltengebirges gemildert. Die Avenida de los Volcanes wirkt mit ihren Rundungen und ihrer Ausgeglichenheit fast sanftmütig, und die Vulkane selbst sind eher Beschützer als Schreckensberge, vor denen man sich in der Sierra viel weniger fürchten muß als vor Erdbeben.

Daran ändert auch ihre manchmal aufflammende Launenhaftigkeit nichts, selbst wenn diese ernsthafte Folgen hat wie der Ausbruch des Tungurahua vor zwei Jahren. Damals mußten Zehntausende Menschen für Monate evakuiert werden, viele Bauern verloren ihr Vieh und die Ernte, weil ein Ascheregen auf Weiden und Felder niederging. Heute thront der Tungurahua nicht mehr friedlich mit einem stumpfen schneebedeckten Kegel über dem Hochland, sondern streckt den erschrockenen Betrachtern einen riesenhaften, schräg nach unten abfallenden Krater wie ein aufgerissenes Maul entgegen, einen Höllenschlund, in den man selbst vom Fuße des Berges aus schwindelerregend tief hineinblicken kann. Und doch wissen die Bauern, daß die erstickende, mineraliengetränkte Asche bald zum besten aller Dünger werden wird.

Die Fruchtbarkeit ist das größte Geschenk, das die speienden Berge der Sierra gemacht haben, und vielleicht haben die Menschen aus purer Dankbarkeit ihre Provinzen nach dem jeweils wichtigsten Vulkan benannt. In den ecuadorianischen Anden konnte so, ganz im Gegensatz zum Altiplano in Peru oder Bolivien, ein Garten Eden im Hochgebirge entstehen, ein betörend schönes, verstörend abwechslungsreiches Potpourri aus kultivierter Landschaft und gewaltiger Natur. Im Hochtal zwischen den beiden Kordilleren, immerhin auf zweieinhalbtausend Meter Höhe, reiht sich ein Feld an das andere, eine Weide an die nächste, immer getrennt von Eukalyptuswäldchen, Kiefernainen oder Holunderbüschen. Hier gedeiht alles, was auch in Mitteleuropa - wenngleich viel tiefer - wächst, und vieles besser als irgendwo sonst auf der Welt, zum Beispiel Rosen und Nelken, die seit wenigen Jahren erst mit großem Erfolg in der Sierra angebaut werden. Sie finden dank der Lage am Äquator ideale Bedingungen, müssen keinen Frost fürchten und wachsen wegen der senkrecht stehenden Sonne kerzengerade in die Höhe.

Doch auch jenseits des Tals ist die Natur verschwenderisch und erlaubt den Menschen, vor allem in der westlichen Kordillere, mit der Kultivierung der Landschaft das Gestaltungswerk der Vulkane fortzusetzen. Nur in Höhen jenseits der viertausend Meter, in denen sich einzig das wie Haarbüschel aussehende Páramo-Gras wohl fühlt, legen die Bauern nicht Hand an. Überall sonst, in den Senken und an den graubraunen Bergflanken, haben sie quadratische, rechteckige, rauten- oder trapezförmige Felder in die schwere schwarze Erde gepflügt und mit Hecken aus Agaven oder Kandelaber-Kakteen eingefasst. Sie haben Steilhänge in Terrassen verwandelt, Lavahalden zu Gemüsegärten gemacht, mäandrierende Bewässerungsgräben in den Boden gefurcht und so dem Hochgebirge ein menschliches Muster gegeben, das mit allerhand Vieh, mit weidenden Kühen, Schafen, Ziegen, Lamas und Schweinen, gepunktet ist. Und so abrupt dieses Muster in die Monochromie der Páramo-Gräser übergeht, so plötzlich können hinter einem Bergkamm Wolken aufsteigen, die nicht vom Himmel kommen, sondern von unten, vom Nebelwald, und als vorwitzige Vorboten der Tropen über die Kuppe blinzeln.

Deren Reichtümer, die Melonen, Passionsfrüchte oder Avocados, gelangen auch auf die Märkte im Hochland, etwa den im Flecken Zumbahua im Herzen der Avenida de los Volcanes. Die Früchte liegen einträchtig neben seltsamen Kartoffelsorten, die man noch nie gekostet hat, neben Tomaten, die man auslöffelt, weil man die harte Schale nicht essen kann, und neben Karotten, die wie Knollen aussehen und die keine Wissenschaft zwingt, schlank und gerade zu wachsen. Das und alles andere - das Saatgut und die Heilkräuter, die billigen Gummistiefel und groben Macheten, die Kruzifixe aus Plastik und Kochtöpfe aus Blech - wird nicht lauthals angeboten. Statt dessen herrscht eine seltsame, weil für Märkte unübliche, für die indianischen Anden aber typische Ruhe.

Die Händler und Kunden, nahezu ausnahmslos Indios, feilschen flüsternd, und statt Marktschreiern gibt es auf laternenhohen Stöcken installierte Megaphone, durch die das Angebot der einzelnen Stände in einem an Litaneien erinnernden Tonfall angepriesen wird. Selbst beim Essen ist die Stimmung gedämpft. An den Garküchen hockt man stumm auf Plastikschemeln, löst mit den Fingern das Fleisch von den Schafsschädelknochen, die in großen Töpfen langsam köchelnd zubereitet werden, und wirft die Reste zu Hunderten auf den Boden. Dort werden sie von Hunden übernommen, die die Knochen bis auf den letzten Hautfetzen abgauen.

Ähnlich arm wie das Mahl ist der staubige Marktflecken Zumbahua selbst. Er besteht aus einem schmucklosen Kirchlein, ein paar kärglichen Steinhäusern mit Wellblechdächern, ein paar noch bescheideneren Lehmhütten und sonst nichts. Hier wird einem klar, daß die Armut des Hochlandes schnell in Elend umschlüge, wäre die Natur in den Kordilleren nicht so großzügig. Dann wäre der Markt mit seinen Indios, die Filzhüte und Ponchos tragen und mitunter ein quiekendes Ferkel an der Leine wie einen renitenten Hund hinter sich herziehen, auch nicht mehr pittoresk, sondern bedrückend, und Zumbahua wäre mit seiner belanglosen Häßlichkeit statt einer authentischen Kulisse ein Ort von jener bestürzenden Melancholie, die manchmal im Andenhochland zu erleben ist.

Die Schönheit ist in Ecuador ohnehin eher der Natur als den Städten und Dörfern vorbehalten, wobei man sich zweier Ausnahmen rühmt, die von der Unesco zum Weltkulturerbe der Menschheit erklärt wurden: Quito im Norden und Cuenca im Süden der Kordilleren. Cuenca sei sogar, das sagen alle Ecuadorianer, die schönste Stadt des ganzen Landes, und die Höflichkeit gebietet, nicht zu widersprechen. Zweifellos ist es ein hübscher, angenehmer Ort mit prächtigen Stadthäusern aus dem neunzehnten Jahrhundert, gepflasterten Straßen aus noch älterer Zeit und

Fortsetzung auf der folgenden Seite.

einer mächtigen Kathedrale, deren blaue Kuppeln einen schönen Kontrast zu den Bergen ringsum bilden. Doch Cuenca hat sich zu spät seiner Attraktivität besonnen, jahrzehntelang gedankenlos die alte Bausubstanz zerstört, die Lücken mit Betonklötzen aufgefüllt und dadurch das einst geschlossene koloniale Ensemble leichtfertig aufgelöst.

In Quito, das sich zu Füßen des manchmal gutmütig grollenden Hausvulkans Pichincha in einem nur vier Kilometer breiten Tal auf fünfzig Kilometer Länge ausstreckt, war man klüger und kann jetzt für sich in Anspruch nehmen, zumindest die schönste Altstadt Ecuadors und vielleicht ganz Südamerikas zu beherbergen. Sie wird bewacht von zwei gottgefälligen Bauten, die jeweils auf einem Hügel stehen: einer nicht sonderlich gelungenen, dafür um so größeren Statue der Stadtheiligen mit Engelsflügeln und der Basilika, einem erst kürzlich fertiggestellten neogotischen Ungetüm aus mausem Stein, das viel zu ungemütlich zum Beten ist. Es hat allerdings den Vorteil, daß man über steile Leitern und schwankende Stege, vorbei an Alkoven und Glockenspielen, auf die Spitze der Türme klettern und von dort aus einen fabelhaften Blick über das vorbildlich restaurierte Zentrum genießen kann.

Es ist blendend schön, und das muß man beim Wort nehmen, denn wenn die strahlend weißen Fassaden der neoklassizistischen Repräsentationsbauten die ungefilterte frühmorgendliche Hochlandsonne reflektieren, glaubt man, ein Scheinwerfer werde auf einen gerichtet. Das Weiß im Straßenbild wird ergänzt von Pastellfarben, bei deren Auswahl man sich offensichtlich von den Früchten des Marktes, von Aprikosen, Zitronen oder Maracujas, hat inspirieren lassen. Und die klassizistischen Gebäude werden von solchen flankiert, die die gesamte Stadtgeschichte vom frühen sechzehnten bis zum frühen zwanzigsten Jahrhundert dokumentieren: von den ersten Kolonialhäusern mit ihren niedrigen Ziegeldächern, messingbeschlagenen Holztüren und schwer vergitterten Fenstern über die

Maßlosigkeiten barocker Kirchenkunst bis zu schönsten Beispielen des Modernismo mit ihrer floralen Verspieltheit.

Für das Ornament hat man in Quito, gleich zu welcher Zeit und bei welchem Stil, immer ein Faible gehabt. Es gibt kaum eine Säule, die nicht aufwendig dekoriert, gerillt oder gedrechselt wäre, und kaum eine Fassade, die nicht Putten, Ranken oder Fratzen schmückten. Den Gipfel erreichte die ornamentale Lust beim rauschhaften spätbarocken Churrigueresco-Stil, der viele Kirchen in Blattgold badete und sämtliche Wände einschließlich der Decken mit Gemälden, Fresken, Schnitzereien und Halbreiefs vollstopfte. In manchen Kirchen wie der Kathedrale oder dem Konvent San Francisco war dann kein Geld mehr für einen anständigen Boden übrig, so daß man bis heute über knarrende Holzdielen gehen muß.

Das scheint die Gläubigen nicht zu stören, die in Heerscharen die Kirchen bevölkern, um dort etwa in kleinen Gruppen mit Vorsinger und Chor den Rosenkranz zu beten. Gottesfürchtig ist die Stadt auch sonst, in der es von Kirchen und Klöstern, Mönchen und Nonnen nur so wimmelt, Hauptstraßen Namen wie "Die sieben Kreuze" oder "Das Heilige Grabtuch" tragen, Busgesellschaften nach Papst Johannes Paul II. benannt sind, allerorten Opferstöcke mit blutenden Christusköpfen stehen und vor jedem Gotteshaus mindestens ein halbes Dutzend Stände mit Devotionalien aufgebaut sind. Dort werden freilich nicht nur Plastikkübel voller Weihwasser und duftende Baumrinden als Weihrauchersatz, sondern auch Hufeisen als Glücksbringer und das populäre Aphrodisiakum "Honig der Liebe" als Glücklichermacher verkauft.

Darüber sehen offensichtlich auch die dogmatischsten unter den Gläubigen wohlwollend hinweg, wie Quito überhaupt eine für lateinamerikanische Großstädte bemerkenswerte Gelassenheit pflegt. In der Altstadt gibt es sogar Plätze mit schattenspendenden Palmen und hübschen Blumenrabatten, Patios mit Mosaikböden aus Flußkieseln, Holzgalerien und, wenn man Glück hat, einem Café. Das Verkehrsgewühl hält sich in Grenzen, Hupen gilt als unfein, und sonntags wird sogar das gesamte Zentrum für Autos gesperrt, dann versammelt sich dort die ganze Stadt. Sobald man aber den makellos restaurierten, von Hundertschaften Polizei gesicherten historischen Kern verläßt, betritt man eine Welt, die mehr mit der Wirklichkeit als mit dem Idealzustand zu tun hat und nicht verleugnen kann, daß Ecuador ein bettelarmes Land ist. In diesen Vierteln verfallen die Häuser und sterben die Menschen zu früh. Es herrscht eine Not, die Kriminalität schürt, und selbst die Schuhputzjungen raten dem sorglosen Besucher halblaut, schnellstens ins sichere Zentrum zurückzukehren.

Ecuador, das lange als das sicherste, stabilste und glücklichste Land Südamerikas galt, hat in den vergangenen Jahren - um es vornehm zu formulieren - Pech mit seinen Regierungen gehabt. Einer unfähigen, bis auf die Knochen korrupten Politikerkaste ist es gelungen, den Staat durch betrügerische Bankenzusammenbrüche und Hyperinflationen derart zu ruinieren, daß er sogar seine Währung, den Sucre, aufgeben und den Dollar als alleiniges Zahlungsmittel einführen mußte. Das hat den Mittelstand, das Ferment jeder aufstrebenden Gesellschaft, schwer getroffen, viele Menschen ins Elend gestürzt und den Staat in weiten Teilen handlungsunfähig gemacht. Wie Hohn wirken heute die protzigen Tafeln im ganzen Land, auf denen dieses oder jenes niemals in Angriff genommene Infrastrukturprojekt angekündigt wird, mit exakter Kostensumme und genauem Datum der Fertigstellung, unterschrieben von Präsidenten, die sich längst mit der halben Staatskasse ins Exil nach Panama davongestohlen haben oder nach wütenden Protesten des sonst für seine Sanftmut bekannten Volkes gestürzt worden sind.

Die wichtigste Bahnlinie des Landes wiederherzustellen, die 1997 von "El Niño" teilweise zerstörte Verbindung zwischen Quito und der Küstenmetropole Guayaquil, hat noch kein Präsident versprochen. Diese Tatenlosigkeit hat freilich auch etwas Gutes, denn das, was mit der Strecke seither geschehen ist, könnte als Wink des Schicksals gelten: Die eigentlich ihrer Funktion beraubte Bahnlinie hat eine erstaunliche Karriere als Besucherattraktion gemacht und ein passant offenbart, welches ungeheure, aber bisher kaum entwickelte touristische Potential in Ecuador steckt.

Die Einheimischen, die früher den chronisch überlasteten Zug benutzten und gezwungenermaßen auf dem Dach hockten, fahren jetzt Bus. Statt dessen sitzen die Touristen freiwillig und dicht gedrängt auf den Dächern leerer Viehwaggons - für die Ängstlichen gibt es auch ein paar Passagierwagen -, lassen sich gut gelaunt durch die Kordilleren schaukeln, winken ähnlich wie beim Karneval oder der Love Parade den Kindern am Wegrand zu, wobei sie und nicht die Kinder zuerst winken, und es fehlt nur noch, daß sie mit Karamelbonbons werfen.

Der Höhepunkt der wackligen Fahrt, bei der man sich mitunter wie jene Helden in Westernfilmen fühlt, die gerade noch von der führerlosen, im nächsten Moment in die Tiefe stürzenden Lokomotive abspringen können, ist der tollkühne Abstieg zur "Teufelsnase", eine Passage von der Art, der man üblicherweise das Attribut "technische Meisterleistung" zugesteht. Hier geht es derart steil abwärts, daß die Schienen im Zickzack verlegt wurden und der Zug sich, abwechselnd vorwärts und rückwärts, fahrend den Berg hinuntertastet. Die Ausblicke vom Dach aus in Hunderte Meter tiefe Schluchten und hinab zu reißenden Bächen sind nichts für empfindsame Naturen, ebensowenig wie der Zustand der Gleise, deren Schwellen überwiegend schon zu Holzspänen kompostiert und deren Haltenägel zum größten Teil verschwunden sind.

Je tiefer man zum Pazifik hinunterstürzt, je mehr der Zug auf dem tänzelnden Gleisbett schwankt und je hektischer die Bremser auf dem Dach an ihren Rädern drehen, um so besser wird die Stimmung der Passagiere im Freiluftabteil, von denen manche Schnaps und Bier kreisen lassen. Doch unten an der Teufelsnase angekommen, am Ausgang eines schmalen felsigen Canyons, nicht mehr weit vom süßen Duft der Tropen entfernt, endet die Klimazonenreise abrupt. Die Diesellokomotive verschnauft für einen Moment, dann geht es wieder bergauf, die ganze Zickzackstrecke zurück, und jeder, der nicht das Glück hat, es besser zu wissen, wird das für die richtige Richtung halten und nichts vermissen.

Kastentext:

Anreise: Iberia und KLM sind derzeit die beiden einzigen europäischen Luftlinien, die Ecuador anfliegen. Man muß in Madrid beziehungsweise Amsterdam umsteigen, die Preise für ein Rückflugticket inklusive Zubringerflug beginnen bei etwa 1500 Mark. Für die Einreise genügt ein Reisepaß, der noch mindestens sechs Monate lang gültig ist.

Reisen im Land: Die touristische Infrastruktur in Ecuador ist gut ausgebaut, eine Tour selbst zu organisieren kein Problem. Busse fahren regelmäßig selbst in die abgelegensten Dörfer, allerdings sind einige Nationalparks nur mit Taxis oder Mietwagen zu erreichen. In den meisten Orten findet man ein breites Angebot von Hotels, Restaurants und Reisebüros, die an Ort und Stelle Ausflüge organisieren. Mit Ausnahme einiger großer Städte, allen voran Guayaquil, ist Ecuador ein sicheres Reiseland. Auch deswegen gehört Quito zu den beliebtesten Anlaufstationen von Rucksackreisenden in Südamerika.

Informationen: Der ecuadorianische Staat unterhält keine Fremdenverkehrsämter im Ausland, hat aber die Agentur Ecuadorline autorisiert, das Land im deutschsprachigen Raum als Auskunftsstelle zu vertreten: Ecuadorline, NNUU y Japón, Torres Inaquito E 1401, Quito; Telefon: 00593/2251729; Fax: 00593/2458060; oder: Ecuadorline, Dr.-Ernst-Derra-Straße 4, 94036 Passau; Telefon: 0851/7565644; Fax: 0851/7565651; Internet: www.ecuadorline.de; E-Mail: info@ecuadorline.de.

Bildunterschrift: Vulkane wie der gegenüber dem Cotopaxi liegende Illinizas haben dem ecuadorianischen Hochland die Fruchtbarkeit geschenkt. Dafür verzeihen die Menschen den unruhigen Bergen manche Übellaunigkeit.

Foto González/laif.

Früher stiegen die Einheimischen notgedrungen auf das Zugdach. Heute machen es die Touristen aus purem Spaß.

Foto Gerold Jung

Alle Rechte vorbehalten. (c) F.A.Z. GmbH, Frankfurt am Main

